

VON VERENA MAYER UND THORSTEN SCHMITZ

Über Vanyas Kopf flimmern Millionen Lichter, es sind die Sterne im Nachthimmel über Berlin. Vanya kann den großen Wagen erkennen. Im Hintergrund Musik, kein Gefächelsärm. Es ist Dienstag, die Willkommensklasse des Berliner Albert-Schweitzer-Gymnasiums macht einen Ausflug ins Zeiss-Großplanetarium. Sie sind von Neukölln nach Prenzlauer Berg gefahren, 15 Schülerinnen und Schüler aus Libanon, Pakistan, Kenia oder Albanien, die gemeinsam haben, dass sie erst mal Deutsch lernen müssen. Unter ihnen: Kira, 14, Nikita, zwölf, Serafim, zwölf, und Vanya aus der Ukraine. Seit wenigen Wochen gehen sie in Berlin zur Schule. Vanya kann „Guten Tag“ sagen, sich vorstellen, und er kann sagen, was ihm an der neuen Schule aufgefallen ist: dass die Lehrer nicht so streng sind wie in der Ukraine.

Auch ein paar Mütter sind mitgekommen, einfach, um mal an was anderes zu denken

Vanya trägt eine rote Brille und einen Rucksack mit lachenden Emojis darauf. Heute ist sein Geburtstag, er ist 13 geworden. Normalerweise würde er jetzt mit seinen Freunden in Tschernihiv, zweieinhalb Stunden nördlich von Kiew, in einer Lasertaghalle herumtoben. Er kann schon zum dritten Mal nicht seinen Geburtstag feiern. Erst Pandemie, dann Krieg. Und so steht er an seinem 13. Geburtstag auf dem zugigen Vorplatz des Planetariums in einem fremden Stadt in einem fremden Land. Gleich wird er lernen, welche Planeten zu unserem Sonnensystem gehören, gleich wird er in einen Himmel schauen, der kein Unheil bringt. Er freut sich drauf. Seine Klasse hat ihm am Morgen einen Basketball geschenkt, seine Mutter, die zum Ausflug mitgekommen ist, verteilt Schokoriegel. Vanya und seine Mitschüler aus der Ukraine stehen zusammen, warten, dass die Sternenshow beginnt. Fragt man sie, wie es ihnen geht, sagen sie erst mal nichts.

Dann erzählt Vanya doch, wie es war, als die ersten Bomben detonierten, er habe keine Angst gehabt. Sie seien in den Keller gegangen, er habe auf seinem Handy gespielt, bis die Sirenen verstummten. Seine Mutter sagt, die Wände des Wohnhauses hätten gezittert. Und sie habe Angst gehabt, dass Russland Kernkraftwerke zerstört. Ja, sagt Vanya, da habe er auch einmal geweint, er hatte Angst, dass die Ukraine radioaktiv verseucht werden könnte.

Der Moderator der Sternenshow wird gleich Galaxien an die Planetariumsdecke projizieren. Er wird sagen, dass die Erde etwas Besonderes sei und wir sie beschützen müssten. Das ist genau das, was Serafim möchte: seine Heimat beschützen. Er möchte gar nicht in Deutschland sein. Am liebsten wäre er jetzt in der Ukraine, „mein Land verteidigen“. Dann sagt er auf Englisch: „I hate Putin“. Neben ihm steht die Mutter. Sie wirkt, als würde sie ihn gern in den Arm nehmen. Auch sie ist mit ins Planetarium gekommen, einfach, um mal an was anderes zu denken, nicht ständige Nachrichten checken, zu Hause anrufen, fragen, ob alle noch leben, ob das Haus noch steht.

Seit dem Beginn der russischen Invasion in der Ukraine sind nach Angaben des Bundesinnenministeriums 306 000 Menschen nach Deutschland geflüchtet. Wahrscheinlich sind es noch mehr, weil viele noch nicht offiziell registriert sind. Geschätzt ein Drittel dieser Menschen sind Kinder und Jugendliche, und sehr viele

von ihnen kommen in Berlin an, „dem Tor zu Deutschland“, wie Berlins Bildungsstaatssekretär Alexander Slotty sagt. Der SPD-Mann erzählt am Telefon, wie er sich die nähere Zukunft vorstellt für Kinder wie Vanya und Serafim, rechtlich, „aber auch moralisch“. Die Kinder aus der Ukraine sollten so schnell wie möglich einen Platz im Schulsystem bekommen, sie bräuchten „Sicherheit, Ruhe, ein Dach über dem Kopf“. Und einen geregelten Tagesablauf. Man müsse vermeiden, dass sie ihre Zeit in Shoppingcentern oder auf der Straße verbringen und nicht wissen, wohin mit sich.

Für Berlin bedeutet das, dass das Bildungssystem einmal mehr an seine Grenzen kommt. An den Schulen mangelt es seit Jahren an Geld, Personal, Ausstattung. Die Pandemie hat gezeigt, wie sehr alles auf Kante genäht ist. Viele Schulen werden bis heute auf einen ordentlichen Internetanschluss oder die versprochenen Luftfilter, ständig fällt irgendwo Unterricht aus, weil Lehrer krank sind. Wie sollen auch noch die bis zu 15 000 Kinder und Jugendlichen untergebracht werden, die in den kommenden Monaten erwartet werden?

Die Antwort lautet wie so oft in Berlin: durch das Zupacken derer, die sich vom maroden System nicht unterkriegen lassen. So wie am Albert-Schweitzer-Gymnasium. Mitte März hat man für die ersten fünf Jugendlichen aus der Ukraine Platz ge-

schaffen, Geld gesammelt, Schulsachen gekauft und für die Mütter ein Elterncafé eingerichtet. Als die Direktorin erfuhr, dass Kiras Mutter in Kiew Englisch-Lehrerin war, hat sie dafür gesorgt, dass sie in der Willkommensklasse mitarbeiten kann.

Am Planetarium verteilt Maryna Liepikova jetzt Tickets und übersetzt die Fragebögen, die die Klasse zum Thema Astronomie ausfüllen muss. Die ukrainischen Jungs scharen sich um sie, sie wollen mithalten, die Fragen richtig beantworten. Was sie an deutschen Schulen ungewohnt findet? Dass ein Lehrer mehrere Fächer unterrichten könne, etwa Sport und Mathe. In der Ukraine sei das undenkbar.

Sie ist 38 Jahre alt, und sie lacht viel, vor allem, wenn ihre Tochter in der Nähe ist. Wenn sie allein ist, erzählt sie, wie sie mit ihrem Mann gestritten hat, ob sie flüchten sollen. Sie wollte nicht, er bestand darauf. Jetzt ist sie mit der Tochter in Berlin in der Unsicherheit, aus ihrem WG-Zimmer muss sie im März raus. Und ihr Mann sitzt in Kiew in ihrer Wohnung. Manchmal macht er Pfannkuchen, manchmal telefoniert er mit seiner

Cousine in Moskau. Als er ihr von den Verbrechen in Butscha erzählte, sagte die Cousine nur, das sei doch Fake. Maryna Liepikova sagt, sie habe schon viele solcher Geschichten gehört, von russischen Verwandten, die nicht glauben, was in der Ukraine passiert. „Aber ich hätte nie gedacht, dass es in meiner Familie auch so ist.“

Und dann erzählt sie von Kiew, vom Nachtleben, den Cafés. Im Präsen, als wohne sie noch in Kiew, als sei sie in Berlin nur Touristin.

Doch den meisten in Berlin dürfte klar sein, dass das alles noch sehr lange dauern wird. Für eine Stadt, in der man Monate auf eine Geburtsurkunde oder einen Pass warten kann, ist es erstaunlich, wie unkompliziert die Aufnahme läuft. Viele Schulen haben sich beim Senat gemeldet, sie wollten geflüchtete Kinder und Jugendliche aufnehmen, Lehrkräfte haben

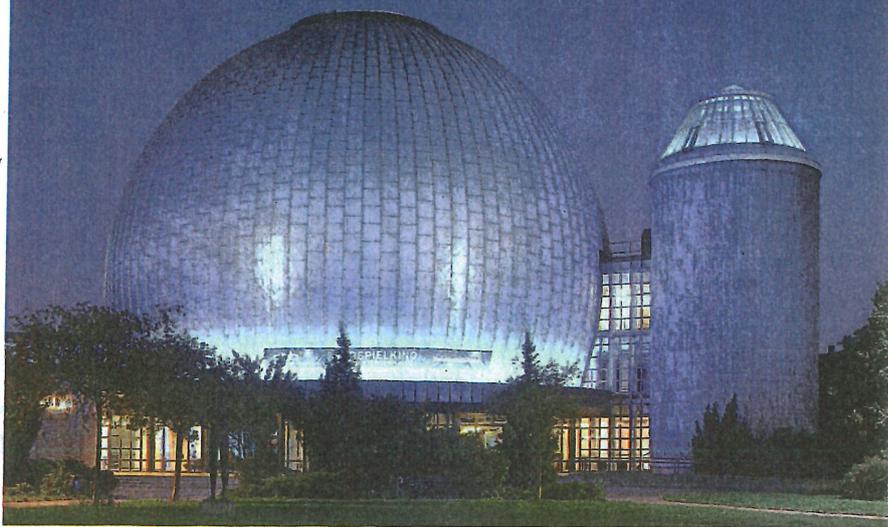
angeboten, auch am Nachmittag Deutsch zu unterrichten. Wie wichtig das ist, darauf hat die Ständige Wissenschaftliche Kommission der Kultusministerkonferenz hingewiesen. Ukrainische Kinder und Jugendliche müssten schnell ins Schul-



Wie es ihnen geht? Da schweigen sie erst mal: Serafim, Nikita und Vanya (v. l. n. r.). Foto: waz

Die Zukunft steht in den Sternen

Berlins Schulen sind seit Jahren marode, jetzt müssen sie auch noch Tausende ukrainische Schüler aufnehmen. Und das klappt sogar erstaunlich gut



Im Zeiss-Großplanetarium hören die ukrainischen Kinder, dass man die Erde beschützen muss. Er müsse auch seine Heimat schützen, sagt einer. IMAGO STOCKFOTOLE

gehen wieder zurück, hoffen, dass alles bald vorbei ist. Wenn sie die Schüler Texte über sich schreiben lässt, stehen da Dinge wie: Ich lebe in Afghanistan. Oder: Meine Familie im Irak ist groß. Sie kennt die Kritik an den Willkommensklassen: Dass die Geflüchteten von den regulären Klassen getrennt statt integriert würden. Weshalb es politisch gewünschelt ist, dass die ukrainischen Kinder so schnell wie möglich in Regelklassen kommen. Doch für manche, sagt Helgard Müller, sei es sehr schwer, in einer Regelklasse mitzuhalten. Diese Kinder bräuchten „Zeit und Raum zum Ankommen“.

Diese Erfahrung macht man auch an anderen Schulen. Michael Wüstenberg ist seit 15 Jahren Direktor am Lessing-Gymnasium in Wedding. Auch er hat mit seinem Kollegium schnell und unbürokratisch eine Willkommensklasse eingerichtet mit 13 Schülerinnen und Schülern zwischen elf und 17 Jahren. Allen sei klar gewesen: „Wenn wir jetzt hier stöhnen, was sollen dann erst die Ukrainer in Mariupol sagen?“ Es sei ein Abwägen, ob man die Schüler in Willkommensklassen setze oder am Regelunterricht teilnehmen lasse. Jemanden nur in Deutsch zu unterrichten, wie in den Willkommensklassen, mache keinen Sinn, wenn die Schüler schon Englisch sprechen. Aber es helfe auch nicht, einen Schüler in eine Regelklasse aufzunehmen, wenn dieser kein Wort Deutsch verstehe.

Man soll Schüler nicht fragen, was sie vermissen. Aber sie erzählen es auch, ohne zu fragen

Am Zeiss-Großplanetarium stehen die ukrainischen Jungs etwas abseits von der Klasse und ihren Müttern. Sie lassen Vanyas Basketball hüpfen oder gucken auf ihre Handys, sie sind stiller, als man es von Jungs in ihrem Alter erwartet. Um sie herum rosa blühende Bäume, 1700 Kilometer entfernt erstreckt Russlands Arme gerade ihre Heimat. Wie sie es in Berlin finden? Vanya sagt, dass er in Neukölln, wo sie untergekommen sind, Kinder beobachtet habe, die Müll auf die Straße werfen. „Bei uns in der Ukraine sind die Straßen sauber“.

Nikita Kutsovsky sieht im Park vor dem Planetarium, hört Vanya zu. Hier, am anderen Ende der Stadt in Prenzlauer Berg, sagt er, liege gar kein Müll auf den Straßen. Dann erzählt er von den ersten Kriegstagen in Charkiw, wie er mit seinen Eltern aus der Wohnung gerannt ist, runter in die U-Bahnstation, wo sie zehn Tage lang ausgeharrt haben, bis sich eine Gelegenheit bot, nach Berlin zu kommen. Auf Kartons habe er geschlafen, im kalten U-Bahnhof, er habe all die Detonationen gehört.

Man solle die Kinder nicht fragen, was sie vermissen, darum hatte Frau Müller gebeten, aber man müsse sie Nikita gar nicht stellen, er redet selbst davon. Seiner Vater vermisste er. Jeden Tag telefonieren sie miteinander, der Vater wolle wissen, wie sie zurückkämen in dem fremden Land. Gut, sagt Nikita dann immer, ganz gut. Er hat ja jetzt einige Freunde, Vanya und Serafim. Bei jedem Telefonat bittet Nikita seinen Vater, dass der Krieg aufhören möge.

Das möchte Vanyas Mutter auch. Sie sagt dann noch, dass es unglaublich sei, an was sich ein Mensch gewöhnen könne. Erst habe sie nur einen Wunsch gehabt: Dass, wenn eine Bombe auf ihr Haus falle, sie nicht leiden müssen. Der Mensch, sagt sie, kann sich an Krieg gewöhnen. Woran sie sich aber nicht gewöhnen könne: „Dass ich und mein Sohn jetzt Geflüchtete sind.“ Sie sei schon oft in Berlin gewesen, sie liebe die Stadt. „Aber jetzt habe ich keine Augen für die Stadt. Ich will nur noch nach Hause.“